

Ferien
mit
Agatha
Christie

ZWÖLF
MÖRDERISCHE
URLAUBS-
GESCHICHTEN



A

A

*Ferien
mit
Agatha
Christie*

Zwölf mörderische
Urlaubsgeschichten

Aus dem Englischen von
Marcel Aubron-Bülles, Pieke Biermann,
Günter Eichel, Renate Orth-Guttmann,
Hans Erik Hausner, Michael Mundhenk
und Ralph von Stedman.

Atlantik

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Midsummer Mysteries. Secrets and Suspense from the Queen of Crime
bei HarperCollins, London.



*Atlantik ist ein Imprint des
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.*

1. Auflage 2025

Copyright © 2021 Agatha Christie Limited. All rights reserved.
AGATHA CHRISTIE, POIROT, MARPLE and TOMMY
and TUPPENCE are registered trademarks of Agatha Christie Limited
in the UK and elsewhere. All rights reserved.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2025 Hoffmann und Campe Verlag
Harvestehuder Weg 42, 20149 Hamburg, produktsicherheit@hoca.de
www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: © FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung: © Faber14/Shutterstock und
commons.wikimedia.org

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Trump Mediäval

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01989-6

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Inhalt

<i>Sommer in den Pyrenäen</i>	7
1 <i>Blut auf dem Bürgersteig</i>	10
2 <i>Dreiecksgeschichte auf Rhodos</i>	21
3 <i>Der Tod auf dem Nil</i>	52
4 <i>Die Straße des Harlequins</i>	69
5 <i>Die Abenteuer des italienischen Edelmannes</i>	94
6 <i>Jane sucht Arbeit</i>	107
7 <i>Der verschwundene Mr Davenheim</i>	133
8 <i>Der Tempel der Astarte</i>	150
9 <i>Der Smaragd des Radschas</i>	166
10 <i>Das Orakel von Delphi</i>	188
11 <i>Der geheimnisvolle Unbekannte</i>	204
12 <i>Der unglaubliche Diebstahl</i>	223
 <i>Nachweise</i>	 284
 <i>Zur Autorin</i>	 287

Sommer in den Pyrenäen

Vater und Madge machten viele Ausflüge zu Pferd, und eines Tages wurde mein Wunsch erfüllt – man teilte mir mit, dass ich sie bei ihrem nächsten Ausritt begleiten dürfe. Heiße Freude durchzuckte mich. Mutter hegte die Befürchtung, dass mir etwas zustoßen könnte, aber Vater zerstreute schnell ihre Zweifel.

»Wir haben einen Führer dabei«, beruhigte er sie. »Er hat Erfahrung mit Kindern und wird darauf sehen, dass sie nicht herunterfällt.«

Am nächsten Morgen kamen die drei Pferde, und es ging los. Im Zickzack trotteten wir über steil ansteigende Pfade, und ich genoss jeden Augenblick. Hin und wieder pflückte der Führer kleine Blumensträuße und gab sie mir, damit ich sie in mein Hutband steckte. So weit ging alles wunderbar, bis wir am Gipfel anlangten und der Führer sich selbst übertreffen wollte. Er kam zu uns zurückgelaufen, zwischen den Fingern einen herrlichen Schmetterling, den er gefangen hatte. »*Pour la petite demoiselle!*«, rief er, nahm eine Nadel von seinem Rockaufschlag, durchbohrte den Schmetterling und steckte ihn mir an den Hut. Das Entsetzen dieses Augenblicks! Der quälende Schmerz, der mich durchzuckte, als der arme Schmetterling verzweifelt mit den Flügeln schlug. Und ich konnte natürlich nichts sagen! So viele widersprechende Gefühle bewegten mich. Dies war eine freundliche Geste vonseiten des Führers. Er hatte mir den Falter gebracht. Es war ein ganz besonderes Geschenk. Konnte ich ihm weh tun und ihm sagen,

dass ich es nicht haben wollte? Wie sehr wünschte ich, er würde ihn wieder fortnehmen! Und während dieser ganzen Zeit das Flattern dieses sterbenden Schmetterlings! Das grauenhafte Klopfen der Flügel an meinem Hut! Ich fing an zu weinen. Je mehr man mich fragte, desto unmöglicher wurde es mir, zu antworten.

»Was hast du denn?«, wollte Vater wissen. »Tut dir etwas weh?«

»Vielleicht macht ihr das Pferd Angst«, mutmaßte meine Schwester.

Nein, sagte ich, und noch einmal nein. Ich hatte keine Angst, und mir tat auch nichts weh.

»Müde?«, fragte Vater.

»Nein«, antwortete ich.

»Also, was ist los?«

Aber ich konnte es nicht sagen. Natürlich konnte ich es nicht sagen. Der Führer stand daneben und sah mich aufmerksam und verwundert an. »Sie ist eben noch zu jung«, meinte Vater, »wir hätten sie nicht mitnehmen sollen.«

Meine Tränen flossen nur noch reichlicher. Ich wusste, dass ich ihm und meiner Schwester den Tag verdarb, aber ich konnte mir nicht helfen. Ich konnte nur hoffen und beten, dass er oder Madge erraten würden, was in mir vorging. Einmal mussten sie doch den Schmetterling sehen, einmal mussten sie doch sagen: »Vielleicht mag sie den Schmetterling nicht auf ihrem Hut.« Sobald sie das sagten, würde alles gut sein. Aber ich konnte es ihnen nicht sagen. Es war schrecklich. Ich wollte nichts essen. Ich saß da und weinte, und der Schmetterling schlug mit den Flügeln. Schließlich hörte er auf zu schlagen.

Wir ritten wieder hinunter – Vater zornig, Madge ärgerlich, der Führer immer noch freundlich und liebenswürdig und verständnislos. Gott sei Dank dachte er nicht daran, mir einen zweiten Schmetterling zu schenken, um mich aufzuheitern. In gedrückter Stimmung kamen wir unten an und gingen gleich ins Wohnzimmer, wo Mutter uns erwartete.

»Ach herrje«, sagte sie, »was ist passiert? Hat Agatha sich wehgetan?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete mürrisch mein Vater. »Ich weiß nicht, was mit ihr los ist. Wahrscheinlich hat sie irgendwelche Schmerzen. Seit Mittag weint sie ununterbrochen und hat auch nichts gegessen.«

»Was hast du, Agatha?«, fragte Mutter.

Ich konnte es ihr nicht sagen. Ich sah sie nur kläglich an, während mir die Tränen über die Wangen rollten. Sie musterte mich nachdenklich und sagte dann: »Wer hat ihr den Schmetterling an den Hut gesteckt?«

Es sei der Führer gewesen, antwortete meine Schwester.

»Ich verstehe«, sagte Mutter und dann zu mir: »Das hat dir nicht gefallen, nicht wahr? Er lebte noch, und du dachtest an seine Leiden?«

Oh, diese herrliche Erleichterung, diese wundervolle Entspannung, wenn jemand weiß, was in deinem Kopf vorgeht, und es dir sagt und dich damit endlich von der schweren Last des Schweigens befreit! In höchster Erregung schlang ich meine Arme um ihren Hals. »Ja, ja, ja!«, schluchzte ich. »Er hat geflattert! Er hat mit den Flügeln geschlagen! Aber der Mann war so lieb und hat es so gut gemeint. Ich konnte nichts sagen.«

Sie verstand alles und streichelte mich sanft.

»Ich kann mir gut vorstellen, was du dabei gefühlt hast«, sagte sie. »Aber jetzt ist es vorbei, und wir reden nicht mehr darüber.«

Blut auf dem Bürgersteig

»Eigentlich«, sagte Joyce Lemprière, »erzähle ich diese Geschichte gar nicht gern. Sie liegt lange zurück – fünf Jahre, genau genommen –, lässt mich aber seither nicht mehr los mit ihrer heiter-sorglosen Oberfläche und dem darunter verborgenen Grauen. Eigenartigerweise ist der Skizze, die ich damals gemacht habe, ebendiese Atmosphäre anzumerken. Auf den ersten Blick ist es nur der Entwurf einer steilen Gasse in Cornwall, auf der die Sonne liegt. Wenn man aber lange genug hinschaut, spürt man geradezu, wie sich das Unheil einschleicht. Ich habe das Bild nie verkauft und schaue es auch nie an. Es steht in einer Ecke meines Ateliers mit dem Gesicht zur Wand.

Der Ort hieß Rathole, ein wunderliches kleines Fischerdorf in Cornwall, sehr malerisch – vielleicht zu malerisch. Einer dieser Orte, in denen die Touristen in ›Ye Olde Cornish Tea House‹ gelockt werden. In den Läden verfertigen junge Frauen mit Bubi-kopf und in Hängerkleidchen handkolorierte Sprüche auf Pergament. Hübsch und idyllisch, aber auf eine sehr gewollte Art.«

»Wem sagen Sie das«, stöhnte Raymond West. »Der Fluch der Reisebusse. So schmal die Gassen auch sein mögen – kein malerisches Dorf ist vor ihnen sicher.«

Joyce nickte.

»Die Sträßchen, die nach Rathole herunterführen, sind tatsächlich schmal und sehr steil. Aber zurück zu meiner Geschichte. Ich war für vierzehn Tage zum Zeichnen nach Cornwall

gekommen. In Rathole gibt es ein altes Gasthaus, das Polharwith Arms – angeblich das einzige Haus, das die Spanier verschonten, als sie fünfzehnhundertirgendwas den Ort mit Granaten bombardiert haben.«

Raymond West runzelte die Stirn.

»Nicht mit Granaten, Joyce. Versuchen Sie bei der historischen Wahrheit zu bleiben.«

»Also jedenfalls hatten sie irgendwo an der Küste Kanonen an Land gebracht und abgefeuert, und dann waren die Häuser kaputt. Aber darum geht es gar nicht. Das Gasthaus war ein wunderschönes altes Gebäude mit einer Art Vorbau auf vier Säulen. Ich suchte mir einen guten Platz und wollte gerade an die Arbeit gehen, als ein Auto sich langsam die gewundene Straße herunterquälte und ausgerechnet vor dem Gasthaus hielt, wo es mich besonders störte. Ein Mann und eine Frau stiegen aus, auf die ich nicht weiter achtete. Sie trug ein Kleid in Blassviolett und einen Hut in der gleichen Farbe.

Wenig später kam der Mann wieder heraus, und ich atmete auf, als er den Wagen zum Kai fuhr und dort abstellte. An mir vorbei schlenderte er zurück zum Gasthaus. In diesem Augenblick schraubte sich, wie es der Zufall wollte, noch ein Wagen nach unten. Die Frau, die ihm entstieg, hatte das bunteste Chintzkleid an, das mir je untergekommen ist, bedruckt mit einem Muster aus knallroten Weihnachtssternen, wenn ich mich recht erinnere. Auf dem Kopf hatte sie einen dieser breitkrepfigen Strohhüte, wie sie die Leute auf Kuba tragen, in tiefem Scharlachrot.

Sie hatte nicht vor dem Gasthaus gehalten, sondern war ein Stück weitergefahren, auf den anderen Wagen zu. Als sie ausstieg, sah der Mann sie und sagte überrascht: ›Carol! Aber das gibt es doch gar nicht! Dass wir uns hier an diesem abgelegenen Flecken treffen ... Ich habe dich jahrelang nicht mehr gesehen. Da ist Margery, meine Frau. Komm, ich mache dich mit ihr bekannt.«

Sie liefen nebeneinander die Straße hoch, und ich sah, dass

die andere Frau gerade aus dem Gasthaus gekommen war und auf sie zuing. Diese Carol sah ich nur ganz flüchtig, als sie an mir vorbeilief, ich bemerkte ein sehr weiß gepudertes Kinn und einen flammenden Scharlachmund und überlegte, ob Margery über dieses Treffen wohl sehr erbaut wäre. Aus der Nähe hatte ich Margery nicht gesehen, aber aus der Entfernung wirkte sie altbacken und ziemlich etepetete.

Natürlich ging mich das alles nichts an, aber manchmal liefert einem das Leben kuriose Momentaufnahmen, und man macht sich unwillkürlich so seine Gedanken darüber. Bruchstücke ihrer Unterhaltung wehten zu mir her. Sie sprachen vom Baden. Der Mann, der offenbar Denis hieß, wollte mit einem Boot die Küste entlangrudern. Eine Meile weiter, sagte er, gebe es eine berühmte Höhle, die sehr interessant sei. Carol wollte die Höhle auch sehen, schlug aber vor, den Klippenweg zu nehmen und sie sich von der Landseite her anzuschauen. Sie hasse Boote, sagte sie. Schließlich einigten sie sich darauf, dass Carol zu Fuß über den Klippenweg gehen und die beiden anderen, die das Boot nehmen würden, an der Höhle erwarten würde.

Ich hatte inzwischen auch Lust aufs Baden bekommen. Es war ein sehr warmer Vormittag, ich kam mit meiner Arbeit nicht recht voran und hoffte, dass die Nachmittagssonne mir reizvollere Effekte liefern würde. Also packte ich meine Sachen zusammen und lief zu einem kleinen Strand, den ich entdeckt hatte und der in einer ganz anderen Richtung als die Höhle lag. Das Baden war herrlich. Hinterher stärkte ich mich mit Zunge aus der Dose und zwei Tomaten und kam nachmittags voller Zuversicht und in Vorfreude auf meine Arbeit ins Dorf zurück.

Ganz Rathole schien im Tiefschlaf zu liegen. Mit der Nachmittagssonne hatte ich recht gehabt – die Schatten waren tatsächlich viel wirkungsvoller. Schwerpunkt meiner Skizze war das Polharwith Arms. Ein Sonnenstrahl fiel schräg vor das Gasthaus und erzielte eine ganz seltsame Wirkung. Die drei Badebegeisterten waren offenbar wohlbehalten zurückgekehrt, denn vom Balkon

hingen zwei Badeanzüge zum Trocknen, ein roter und ein dunkelblauer.

An einer Ecke meiner Skizze musste ich etwas korrigieren, und ich beugte mich kurz vor. Als ich wieder aufsaß, lehnte wie hingezaubert ein Mann an einer der Säulen des Polharwith Arms. Er war angezogen wie ein Seefahrer und mochte ein Fischer sein. Aber er hatte einen langen schwarzen Bart, und hätte ich ein Modell für einen finsternen spanischen Kapitän gesucht, hätte ich keinen besseren finden können. Ich fing in größter Eile an zu zeichnen, ehe er mir entkommen konnte, allerdings sah es aus, als wäre er bereit, diese Säule bis in alle Ewigkeit zu stützen.

Dann aber setzte er sich doch in Bewegung, aber zum Glück erst, als ich bekommen hatte, was ich wollte. Er trat zu mir herüber – und dann legte er los. Unglaublich, wie dieser Mann reden konnte!

›Rathole war ein sehr interessanter Ort‹, fing er an.

Das wusste ich schon und sagte es ihm auch, aber das rettete mich nicht. Ich bekam die ganze Geschichte der Bombardierung – ich meine der Zerstörung – des Dorfes zu hören und dass das letzte Todesopfer der Wirt des Polharwith Arms gewesen war, auf seiner eigenen Schwelle durchbohrt vom Schwert eines spanischen Kapitäns, das Blut sei auf den Bürgersteig gespritzt und habe sich hundert Jahre lang nicht mehr abwaschen lassen.

Das alles fügte sich gut in die träumerisch-träge Atmosphäre des Nachmittags. Die Stimme des Mannes war sanft, hatte aber einen seltsam bedrohlichen Unterton. Jenseits seiner fast unterwürfigen Art spürte ich Grausamkeit. Durch ihn wurden mir die Inquisition und die Gräueltaten der Spanier begreiflich.

Während er redete, arbeitete ich weiter und merkte plötzlich, dass ich über der aufregenden Geschichte etwas in meine Skizze hineingezeichnet hatte, was nicht da war. Auf das weiße Stück Bürgersteig vor der Tür des Polharwith Arms, auf das die Sonne fiel, hatte ich Blutflecken gemalt. Erstaunlich, welche Streiche der Kopf der Hand spielen kann, dachte ich, aber als ich wieder

zu dem Gasthaus hinsah, erschrak ich erneut. Meine Hand hatte nur das gemalt, was meine Augen sahen – Blutstropfen auf dem weißen Pflaster.

Ein, zwei Minuten sah ich wie gebannt hin, dann machte ich die Augen zu, sagte mir: ›Sei nicht albern, da ist überhaupt nichts‹, und öffnete sie wieder, aber die Blutflecken waren noch da.

Ich hielt es plötzlich nicht mehr aus und unterbrach den Redefluss des Fischers.

›Ich habe ziemlich schlechte Augen. Sind das Blutflecke auf dem Bürgersteig da drüben?‹

Ein gütig-nachsichtiger Blick traf mich.

›Keine Blutflecken heutzutage, Lady. Was ich Ihnen erzählt habe, ist fast fünfhundert Jahre her.‹

›Ja, aber jetzt ... auf dem Bürgersteig ...‹, stotterte ich, dann blieben mir die Worte im Halse stecken. Ich wusste, dass er nicht sehen würde, was ich sah. Ich stand auf und raffte mit zitternden Händen meine Sachen zusammen. In diesem Moment kam der junge Mann, der vormittags mit dem Wagen angekommen war, aus dem Gasthaus. Er sah sich ratlos nach rechts und nach links um. Seine Frau trat auf den Balkon und holte die Badesachen herein. Er ging auf seinen Wagen zu, dann aber schwenkte er ab und lief über die Straße auf den Fischer zu.

›Sagen Sie, guter Mann, wissen Sie zufällig, ob die Dame, die in dem zweiten Wagen kam, schon zurück ist?‹

›ne Dame in ’nem Kleid mit ’ner Masse Blumen drauf? Nein, hab sie nicht gesehen. Heute Vormittag ist sie über den Klippenweg in Richtung Höhle gelaufen.‹

›Ja, ich weiß. Wir haben dort alle drei gebadet, dann ist sie allein zurückgegangen, und seither habe ich sie nicht mehr gesehen. So lange kann sie unmöglich gebraucht haben. Sind denn die Klippen in dieser Gegend gefährlich?‹

›Kommt drauf an, in welche Richtung man will. Am besten nimmt man einen mit, der sich auskennt.‹

Damit meinte er natürlich sich selbst und machte Anstalten,

das Thema zu vertiefen, aber der junge Mann ließ ihn stehen, lief zurück zum Gasthaus und rief zu seiner Frau auf dem Balkon hoch:

›Hör mal, Margery, Carol ist noch nicht zurück. Merkwürdig, was?‹

Margerys Antwort hörte ich nicht, aber ihr Mann fuhr fort:

›Wir können uns nicht länger hier aufhalten, wir müssen weiter nach Penrithar. Bist du so weit? Ich wende nur noch den Wagen.‹

Gleich darauf fuhren die beiden davon. Inzwischen hatte ich mich innerlich darauf vorbereitet, mir zu beweisen, wie lächerlich meine Hirngespinnste waren. Als der Wagen fort war, besah ich mir den Bürgersteig vor dem Gasthaus genau. Natürlich fand ich keine Blutflecken, die waren von Anfang an eine Ausgeburt meiner überhitzten Phantasie gewesen, aber das machte die ganze Sache noch unheimlicher. Ich stand noch da, als ich bemerkte, dass der Fischer mich neugierig musterte.

›Sie haben gedacht, dass hier Blut ist, Lady?‹

Ich nickte.

›Sonderbar, höchst sonderbar. Es gibt hier einen Aberglauben – wenn jemand diese Blutflecken sieht ...‹

Er hielt inne.

›Ja?‹, sagte ich.

Er fuhr mit seiner sanften Stimme fort, der man von der Intonation her seine Herkunft aus Cornwall anhörte, die aber keinerlei Dialektanklänge hatte: ›Wenn jemand diese Blutflecken sieht, heißt es, gibt es innerhalb von vierundzwanzig Stunden einen Todesfall.‹

Mir lief es kalt den Rücken herunter.

›In der Kirche hängt eine sehr sehenswerte Gedenktafel. Sie erinnert an einen Todesfall, der ...‹, fuhr er fort, als wollte er mich zu einer Besichtigung überreden.

›Nein, danke‹, sagte ich energisch, drehte mich auf dem Absatz um und ging die Straße hoch zu dem Cottage, in dem ich

mich eingemietet hatte. Ich war dort gerade angekommen, als ich in einiger Entfernung die Frau, die sich Carol nannte, über den Klippenpfad kommen sah. Sie schien es eilig zu haben. Vor dem Grau der Felsen sah sie aus wie eine giftige scharlachrote Blume. Ihr Hut war blutrot ...

Ich schüttelte mich. Offenbar hatte ich nur noch Blut im Kopf.

Später hörte ich das Geräusch ihres Wagens. Ob sie auch nach Penrithar wollte? Nein, sie bog nach links ab, in die Gegenrichtung. Ich sah dem Wagen nach, der den Hügel hochkroch und dann verschwand, und atmete unwillkürlich auf. Rathole lag still und verschlafen da wie zuvor.«

»Wenn das alles ist«, sagte Raymond West, als Joyce innehielt, »liegt für mich der Fall klar auf der Hand: Verdauungsstörungen. Augenflimmern nach dem Essen.«

»Das ist nicht alles«, sagte Joyce. »Sie sollen auch die Fortsetzung hören. Zwei Tage später las ich sie unter der Überschrift ›Badeunfall‹ in der Zeitung. Mrs Dacre, die Frau von Captain Denis Dacre, war vor der Landers Cove ertrunken, die nicht weit vom Dorf Rathole entfernt war. Sie und ihr Mann wohnten dort im Gasthaus und hatten baden gehen wollen, aber der Wind hatte aufgefrischt, und Captain Dacre, dem es zu kalt zum Baden war, hatte sich mit ein paar Bekannten aus dem Gasthaus zum nahe gelegenen Golfplatz begeben. Mrs Dacre jedoch fand es nicht zu kalt und ging allein zur Bucht hinunter. Als sie nicht zurückkam, machte ihr Mann sich Sorgen und ging ihr zusammen mit seinen Bekannten nach. Mrs Dacres Sachen lagen an einem Felsen, von der Unglücklichen aber fehlte jede Spur. Die Leiche wurde erst knapp eine Woche später gefunden, sie war in einiger Entfernung angeschwemmt worden. Die Tote hatte eine tiefe Kopfwunde, die sie sich vor ihrem Tod zugezogen hatte, sie hatte demnach, so die Theorie, einen Kopfsprung ins Wasser gewagt und war mit dem Kopf an einen Felsen gestoßen. Wenn ich es recht verstanden hatte, starb sie vierundzwanzig Stunden, nachdem ich die Blutflecken gesehen hatte.«

»Ich protestiere«, sagte Sir Henry. »Das ist kein rätselhafter Fall, sondern eine Geistergeschichte. Miss Lemprière scheint ein Medium zu sein.«

Mr Petherick ließ sein gewohntes Hüsteln hören.

»Eine Sache gibt mir zu denken«, sagte er, »und das ist jene Kopfwunde. Ich finde, dass wir die Möglichkeit einer Fremdeinwirkung nicht ausschließen dürfen. Allerdings haben wir, soweit ich das sehe, keinerlei Anhaltspunkte. Gewiss, Miss Lemprières Halluzination oder Vision ist interessant, aber ich verstehe noch nicht recht, zu welchem Punkt wir uns äußern sollen.«

»Verdauungsstörungen und Zufall«, sagte Raymond, »und außerdem können Sie nicht sicher sein, ob es dieselben Leute waren. Zudem würde so ein Fluch, oder was es auch war, doch nur die Einwohner von Rathole treffen.«

»Ich habe den Eindruck«, meinte Sir Henry, »dass der unheimliche Seefahrer etwas mit der Geschichte zu tun hat. Andererseits, da gebe ich Mr Petherick recht, hat Miss Lemprière uns kaum Einzelheiten geliefert.«

Joyce sah Dr. Pender an, der nachsichtig den Kopf schüttelte.

»Eine sehr fesselnde Geschichte«, sagte er, »aber ich muss Sir Henry und Mr Petherick zustimmen – es gibt einfach zu wenige Anhaltspunkte.«

Joyce sah fragend zu Miss Marple hinüber, die ihren Blick lächelnd erwiderte.

»Ich finde auch, dass Sie ein wenig unfair sind, Joyce, meine Liebe«, sagte sie. »Natürlich sehe ich das etwas anders. Wir als Frauen erkennen, dass die Kleiderfrage ein wichtiger Anhaltspunkt war. Einen Mann mit dieser Problematik zu konfrontieren ist jedoch unfair. Die vielen raschen Verwandlungen waren wirklich beachtlich. Was für eine schlechte Frau. Und ein noch schlechterer Mann!«

Joyce sah sie mit großen Augen an.

»Tante Jane ... Miss Marple, meine ich ... Ich glaube fast, Sie kennen die Wahrheit.«

»Nun ja, für mich auf meinem behaglichen Sessel ist das natürlich viel leichter zu durchschauen, als es für Sie war, und als Künstlerin sind Sie ja ohnehin anfällig für diese Art von Atmosphäre, nicht wahr? Wenn man mit seinem Strickzeug hier sitzt, sieht man nur die Fakten. Das Blut ist von dem Badeanzug, der auf dem Balkon hing, auf den Bürgersteig getropft. Da es ein roter Badeanzug war, hatten die Täter nicht gemerkt, dass er voller Blutflecken war. Armes Ding, armes junges Ding!«

»Entschuldigen Sie, Miss Marple«, schaltete Sir Henry sich ein, »aber es ist Ihnen hoffentlich klar, dass ich noch immer im Dunkeln tappe, ebenso wie die anderen Herren in unserer Runde. Nur Sie und Miss Lemprière scheinen zu wissen, wovon die Rede ist.«

»Ich will Ihnen jetzt das Ende der Geschichte erzählen«, sagte Joyce. »Ein Jahr später war ich in einem kleinen Badeort an der Ostküste zum Zeichnen, als ich plötzlich das seltsame Gefühl hatte, etwas schon zum zweiten Mal zu erleben. Vor mir auf dem Bürgersteig standen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, die eine dritte Person begrüßten, eine Frau in einem Chintzkleid mit einem Muster aus roten Weihnachtssternen. ›Carol! Aber das gibt es doch gar nicht! Dass wir uns nach so vielen Jahren an diesem abgelegenen Ort wiedertreffen ... Du kennst meine Frau noch nicht. Joan, das ist Miss Harding, eine alte Freundin von mir.«

Den Mann erkannte ich sofort, es war ebenjener Denis, den ich in Rathole gesehen hatte. Die Frau hieß Joan und nicht Margery, aber sie war der gleiche Typ, jung und etwas bieder und sehr unauffällig. Einen Augenblick zweifelte ich an meinem Verstand. Dann fingen sie an, übers Badengehen zu reden, und was meint ihr, was ich gemacht habe? Ich bin schnurstracks zur Polizei gegangen. Wahrscheinlich, dachte ich, halten die mich für völlig durchgedreht, aber das war mir in diesem Augenblick egal. Doch so schlimm kam es dann auch nicht. Auf der Wache war ein Beamter von Scotland Yard, der wegen genau dieser Sache gekommen war. Offenbar – Himmel, wie schrecklich das alles

war! – hatte die Polizei Denis Dacre bereits im Verdacht. So hieß er nicht wirklich, er nannte sich unterschiedlich, je nach Anlass. Er machte sich an junge Frauen heran, meist stille, unauffällige Dinger, die kaum Verwandte oder Freunde hatten, er heiratete sie und schloss für sie hohe Lebensversicherungen ab, und dann ... Unvorstellbar, das Ganze! Diese Carol war seine richtige Frau, und sie hielten sich immer an denselben Plan. Deshalb haben sie ihn dann auch erwischt – die Versicherungen schöpften Verdacht. Er reiste mit seiner frischgebackenen Ehefrau in einen ruhigen Badeort, dann tauchte die andere Frau auf, und sie gingen zu dritt baden. Seine Ehefrau wurde ermordet, Carol zog ihre Sachen an und fuhr mit ihm im Boot zurück. Im Dorf erkundigten sie sich nach der angeblich verschwundenen Carol, dann fuhren sie los. Außerhalb des Ortes zog Carol schnell wieder ihr auffälliges Kleid an und legte ihr grelles Make-up auf, ging zurück ins Dorf und fuhr mit ihrem eigenen Wagen davon. Sie erkundigten sich vorab stets nach dem Verlauf der Strömung, und der vorgebliche Unfall ereignete sich dann an der dem Dorf nächstgelegenen Badestelle in dieser Richtung.

Als sie die arme Margery umbrachten, muss Blut auf Carols Badeanzug gespritzt sein, und weil er rot war, ist ihnen das, wie Miss Marple sagte, nicht aufgefallen. Aber als sie den Badeanzug auf den Balkon hängten, tropfte er.« Sie schüttelte sich. »Ich sehe es heute noch vor mir.«

»Ja, ich erinnere mich jetzt sehr gut an den Fall«, sagte Sir Henry. »In Wirklichkeit hieß der Mann Davis, ich hatte ganz vergessen, dass einer seiner vielen Decknamen Dacre war. Sie waren ein besonders raffiniertes Paar. Erstaunlich, dass die Verwandlung nirgends aufgefallen ist. Wahrscheinlich ist es wohl so, wie Miss Marple sagt: An Kleider erinnert man sich leichter als an ein Gesicht. Aber es war ein sehr schlauer Plan, denn auch wenn wir Davis verdächtigten, war es nicht einfach, ihm die Verbrechen nachzuweisen, weil er immer ein scheinbar unangreifbares Alibi hatte.«